

Z W I N G L I A N A

BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE ZWINGLIS / DER
REFORMATION UND DES PROTESTANTISMUS
IN DER SCHWEIZ

HERAUSGEGEBEN VOM ZWINGLIVEREIN

1936 / NR. 2

BAND VI / HEFT 6

Zwingli als Erzieher. *)

Von WALTER GUT.

Zwingli hat sich zu Fragen der Erziehung nur in einer Schrift ausdrücklich geäußert, in dem sog. Lehrbüchlein vom Jahre 1523. In einem weitern Sinn könnte die für uns heute vielleicht aktuellste aller Zwinglischriften, „Von göttlicher und menschlicher Gerechtigkeit“, eine volkspädagogische Schrift von größtem Ausmaß genannt werden, wie überhaupt die Reformation auch einmal gesehen werden kann unter pädagogischem Aspekt: Neubildung des Volkes aus dem Geist des Evangeliums, Erziehung zu christlichem Glauben und Handeln.

So wäre es der beste Weg, vom Werk der Reformation in Zürich und seiner Auswirkung in Erziehung und Bildung, in Schule und Unterricht zu reden; aber diese Aufgabe überschritte den Rahmen unserer Arbeit. Darum wählen wir die „zweitbeste Fahrt“ und halten uns an das erwähnte Lehrbüchlein, dessen Inhalt uns immer wieder veranlassen wird, auf die Totalität von Zwinglis Werk auszuschauen.

Das Büchlein ist lateinisch erschienen im Sommer 1523 unter dem Titel: Quo pacto ingenui adolescentes formandi sint praeceptiones pauculae Huldrycho Zwinglio autore (Auf welche Weise Jünglinge guter Herkunft zu bilden seien, einige wenige Anweisungen von Huldrych

*) Nach einem Vortrag, gehalten im Zwingliverein am 6. Juli 1936.

Literatur:

- Ernst, Geschichte des zürcherischen Schulwesens. Winterthur 1879.
R. Staehelin, Der Einfluß Zwinglis auf Schule und Unterricht. Einladungsschrift zur Feier des 300jährigen Bestandes des Gymnasiums zu Basel. 1889.
Oskar Rückert, Ulrich Zwinglis Ideen zur Erziehung und Bildung im Zusammenhang mit seinen reformatorischen Tendenzen. 1900. (Hier weitere Literaturangaben.)

Zwingli). Mit diesen „ingenui adolescentes“ sind wohl die Schüler der Lateinschulen gemeint. Erschienen ist die Schrift in Basel, herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von dem treuen Schüler Zwinglis, Wiesendanger, in Humanistenweise Ceporin genannt, der 1525 Professor für Griechisch und Hebräisch an der neugestalteten Schule am Großmünster wurde, aber — durch zu viel Arbeit aufgerieben — schon im selben Jahre — erst fünfundzwanzigjährig — starb.

Übersetzungen sind mehrfach erschienen. Die eine vom Jahr 1524, der eine Übersetzung der Vorrede Ceporins vorangestellt ist, wurde wahrscheinlich von diesem besorgt, wie von Muralt vermutet. Besonders wichtig ist die Übersetzung vom Jahre 1526; sie stammt, wie mein Lehrer Egli schon 1883 erklärte, mit größter Wahrscheinlichkeit von Zwingli selbst; denn sie zeigt den Sprachcharakter Zwinglis, und auch allgemeine Gründe müssen zu dieser Annahme führen. Ebenso erklärt Joh. Strickler, es könne an der Echtheit dieser deutschen Zwinglischen Ausgabe gar nicht ernstlich gezweifelt werden. Rud. Staehelin sagt in seiner Zwingli-Biographie I, 307: „... wahrscheinlich von Zwingli selbst verfaßte deutsche Übersetzung von 1526.“ Darum ist diese deutsche Ausgabe als von Zwingli selbst herstammend auch in den V. Band von Zwinglis Werken im Corpus Reformatorum aufgenommen und von von Muralt herausgegeben worden.

Eine solche Übersetzung vom Autor selbst läßt uns die Bedeutung und den Stimmungswert seiner lateinischen Begriffe erkennen. Andererseits kann und darf dieser Gesichtspunkt nur mit größter Vorsicht angewandt werden; denn ein temperamentvoller, schöpferischer Autor ist vielleicht gerade der schlechteste Übersetzer seiner eigenen Schriften, weil er, durch die Gedanken des Textes angeregt, beständig sich zu neu-schaffender Formulierung veranlaßt sieht.

Im übrigen sei hingewiesen auf die Vorrede Eglis und Kommentierung Finslers der lateinischen Ausgabe im II. Band und von Muralts Vorrede und Kommentierung des deutschen Textes im V. Band der kritischen Ausgabe im Corpus Reformatorum.

Eine besonders lebenswürdige ist die biglotte Ausgabe Eglis vom Jahre 1883/84 mit Vorrede des Herausgebers und einem Titelbild „Badenschenke“, das der deutschen Ausgabe Ceporins vom Jahre 1524 entnommen ist.

Die deutsche Übersetzung Zwinglis trägt den Titel: „Wie man die

jugend in guten sitten und christenlicher zucht uferziehen und leeren sölle, ettliche kurtze underwysung durch Huldrychen Zwinglin beschriben“.

Gewidmet ist die Schrift dem jungen, damals etwa achtzehnjährigen Gerold Meyer von Knonau, dessen Vater, Hans Meyer von Knonau, schon vor mehreren Jahren gestorben war, und dessen Mutter, Anna Reinhart, drei Vierteljahre später in öffentlicher Trauung Zwinglis Frau geworden ist. Er widmet sie also seinem künftigen Stiefsohne, und zwar als sog. Badenschenke. Wenn es heute eher üblich ist, aus einem Kuraufenthalt denen zu Hause ein Geschenk mitzubringen, war damals das Umgekehrte Sitte. So wollte Zwingli seinem aus Baden zurückkehrenden künftigen Stiefsohne in üblicher Weise ein Geschenk widmen, eine „Badenschenke“.

Gerold Meyer muß ein ziemlich temperamentvoller junger Mann gewesen sein, der wohl der Zucht des früh gestorbenen Vaters entbehrte, und für den es ein Glück war, daß nun sein Stiefvater Zwingli sich seiner annahm. Er scheint dann doch ein tüchtiger Mann geworden zu sein, wenigstens wurde er Mitglied des großen Rates. Er fiel mit seinem Stiefvater bei Kappel 1531.

Doch diese Widmung als Badenschenke an Gerold Meyer und die Sorge für ihn waren nur ein Anstoß, um eine tiefere Absicht Zwinglis auszulösen und zur Verwirklichung zu bringen: „Vor Zeiten habe ich den Plan gefaßt, ein Schriftchen darüber zu verfassen, wie man die Jugend unterweisen soll,“ sagt er selber in der Einleitung. Das entspricht den bekannten frühen Interessen Zwinglis für Erziehung und Unterricht, und er muß selber ein vorzüglicher Lehrer gewesen sein. Schon während seiner Studienzeit in Basel wirkt er als Lehrer in einer dortigen Schule und als Pfarrer in Glarus bereitet er Jünglinge für die Studien an der Hochschule vor. In Zürich unterrichtet er von Anfang an in Griechisch, sowohl an der Stiftschule wie in einer Arbeitsgemeinschaft von theologischen Kollegen, sodalitiu[m] literariu[m] Tigurense.

1523, das Erscheinungsjahr der Schrift, war gerade die Zeit, in der die Umgestaltung des Stiftes Großmünster vorbereitet wurde. Je unterschiedener die Reformation fortschritt, desto notwendiger war es, einen tüchtigen Predigerstand heranzubilden, der seiner Aufgabe in Kirche und Staat gewachsen war. Das war nur möglich durch gute theologische Schulung. So stand im Vordergrund die theologische Lehranstalt, die ja die Urform unserer Zürcher Universität geworden ist. Aber die

Reform der obersten Schule drängte zwangsläufig zu einer ebenso gründlichen Umwandlung und Verbesserung der Vorbereitungsanstalten, der Lateinschulen. So hatte Zwingli neben der äußern Veranlassung einen innern Grund, diese Schrift zu schreiben im Hinblick auf die weit ausschauenden Pläne der Schulreform.

Zwar gesteht Zwingli, daß er an der Ausführung einer solchen längst geplanten Schrift gehindert worden sei „durch mannigfache Unruhe der gegenwärtigen Zeit“. Zwingli steht mitten in der Kampfzeit um die sich durchsetzende Reformation. Am 25. Jänner 1523, also ein halbes Jahr vor dem Erscheinen der Schrift, hatte das entscheidende Gespräch über die 67 Schlußreden stattgefunden und es galt nun, mit Energie und Besonnenheit die zum Durchbruch gekommene Reformation zu begründen, zu verteidigen und in den verschiedenen Lebensbeziehungen durchzuführen.

„Ich habe mir selbst so viele kurze Minuten abgestohlen, daß ich in Hast einige wenige kurze Vorschriften zusammentragen konnte,“ gesteht er selbst. Wir dürfen also keine Vollständigkeit erwarten; ja nicht einmal einen streng geordneten systematischen Gedankengang. Aber das schadet nicht viel; denn man spürt die innere Systematik, die innere Ordnung der Gedanken; denn Zwingli spricht Gedanken aus, die ihm längst vertraut sind aus Nachdenken und aus eigener Schultätigkeit, so daß er wenigstens inhaltlich aus dem Vollen schöpfen konnte. Mit gutem Humor sagt er mit Rücksicht auf die Lückenhaftigkeit seiner Ausführungen: „Der Unterweisungen müssen ja stets wenige sein, aber gut ausgewählte, das zu Viel widert an. So ists ja gemeinhin; je sparsamer eingeschenkt wird, desto gieriger wird getrunken. Du wirst meine Unterweisungen nicht nach der schönen Form werten, sondern nach dem Inhalt und dem Herzen, aus dem sie kommen.“

In drei Teile ist die Schrift gegliedert: Vom Verhalten gegen Gott, gegen die eigene Person, und gegen die Nebenmenschen, wenn auch die Gliederung im einzelnen nicht immer festgehalten wird. Zwingli richtet sich an Zöglinge reiferen Alters: „Meine Absicht ist nicht, von der Wiege anzufangen, auch nicht vom ersten Unterricht; nein, ich setze bei dem Alter ein, das schon Verständnis besitzt und ohne Schwimmgürtel zu schwimmen begann.“

So ist der Zweck ein persönlicher und ein allgemeiner, und die Schrift richtet sich ebenso sehr an den jugendlichen Menschen als Anweisung zur Selbsterziehung, wie an den Erzieher.

Der erste Teil beginnt mit der Zielsetzung aller Erziehung: Glaube, Gotteserkenntnis. Das Ziel der Erziehung ist eins mit dem Sinn des Lebens überhaupt, wie es ja keine Pädagogik gibt, die das Erziehungsziel aus sich selber zu gewinnen vermöchte und es sich nicht vielmehr aus den Zielsetzungen, der Sinnggebung der jeweiligen Kultur, der Weltanschauung, des Glaubens der betreffenden Zeit und des betreffenden Menschen sich geben ließe. Besonnen wendet sich Zwingli gegen eine Überschätzung wie auch gegen eine Unterschätzung der Predigt und Unterweisung durch das Wort. Notwendig ist das äußere Wort; aber es vermag nichts, wenn nicht inwendig der Mensch von Gottes Geist selbst erleuchtet wird¹⁾.

Eine Hilfe zur Erweckung und Vertiefung der Gotteserkenntnis ist die Anschauung der sichtbaren Dinge der Welt. So soll man der Jugend das schöne Gebäude der ganzen Welt vor Augen stellen, damit sie aus der ständigen Veränderung auf den unveränderlichen Urheber schließe, der das All in einen so festen und wunderbaren Zusammenhang gebracht hat. Das Anschauen der Schöpfung läßt den Glauben an Gott, den Schöpfer und Erhalter, sich vertiefen.

Wir Modernen sind geneigt, die Frage zu stellen, ob denn Zwingli eine unmittelbare Gotteserkenntnis aus der Natur lehre, etwa wie ein Pantheist der Renaissance oder wie ein optimistisch gesinnter Aufklärer des 18. Jahrhunderts, der aus der Zweckmäßigkeit und Harmonie der Welt Gott beweisen zu können glaubt; oder steht Zwingli mehr im Gedankenkreis mittelalterlicher Scholastik, die ja auch aus der Schöpfung auf die Existenz des Schöpfers glaubte schließen zu können?

Darauf ist zunächst zu antworten, daß Zwingli eine Verklärung der Welt, wie sie uns etwa bei Menschen der italienischen Renaissance begegnet, völlig fremd ist. In „De providentia Dei anamnema“ schildert er die Welt voller Schrecknisse; Dämonen und Lemuren bedrohen den Menschen. „Ja, man kann die Frage stellen, warum denn der Mensch

¹⁾ Zw. Werke V 432 1—13. „... wiewol es menschliches vermögens gar nit ist, des menschen hertz zü dem glauben eines eynigen gottes ze ziehen, ob schon eyner den hochberümpften und wol beredten Perielem in reden überträfe, sunder allein der himmelisch vatter, der uns zü im zücht, sölich vermag, ye doch so ist der gloub uß dem ghörd, so verr sölich ghörd das wort gottes ist. Diß verstand aber nit, daß die predig deß mündtlichen worts für sich selbs allein so vil vermöge, es sye dann, daß der geyst inwendig rede und ziehe. Deßhalb muß man der jugend den glauben mit reinen luterer und dem mund gottes gebrüchlichen worten yngießenn, damit ouch dän bitten, der allein glöubig macht, das er mit sinem geyst den erluchte, den wir mit dem wort underwysend und lerend.“

in diese Welt hineingeboren wurde, da er in ihr doch so viele Mühen ertragen muß. Warum ist er nicht vielmehr in den Himmel entrückt worden, sofort nachdem er geboren ist, oder — korrigiert sich Zwingli — was sag ich: geboren worden ist“²⁾).

Also nichts von dem neuen Naturgefühl und der Naturfreude des Renaissance Menschen, nichts von einer pantheistischen Gleichsetzung von Natur und Gott. Die Erde zum mindesten entbehrt des Gefühls und Verstandes, sie ist „stupida res“, ein dummes Ding³⁾.

Andererseits finden wir bei Zwingli Ansätze zu einer teleologischen Naturbetrachtung; ist die Welt doch von Gott geschaffen und wird von ihm im Sein erhalten. Nicht nur im Menschen, auch im Igel, in der Bergmaus, im Eichhörnchen finden wir zweckmäßiges Verhalten. Wer das Treiben dieser Tierwelt beobachtet, wird in ihren Körper-eigenschaften und ihrem Benehmen ein zweckvolles Wirken der Weisheit und Vorsehung Gottes entdecken. Auch die anorganische Natur trägt in sich Hindeutungen auf die Existenz einer Gottheit: die Erde, die Nährmutter aller Wesen, die sich nie zu Ende bitten läßt, die still die Verwundungen erträgt, die ihr Karst und Pflugschar schlagen, und reichlich Lebensunterhalt spendet, Tau und Regen, die nie aufhören, die Flüsse wieder zu füllen, die trägen stumpfen Gebirgsmassen, die der Erde Rückgrat geben — verkünden sie nicht die ungebrochene Macht der Gottheit, die Wucht und das gewaltige Gefüge der göttlichen Majestät? In all dem erfassen wir die Gegenwart der göttlichen Kraft, in der alles lebt und webt und sich bewegt⁴⁾.

Doch solche teleologische Naturbetrachtungen sind bei Zwingli verhältnismäßig selten. Wenn er in der Badenschenke die Betrachtung des Weltgebäudes braucht, um durch die sichtbaren Dinge zur Erkenntnis Gottes zu führen, so geschieht dies mit der zurückhaltenden Bemerkung, es werde dies der Lehre Christi „nit ungemäß“ sein⁵⁾.

²⁾ *Eadem opera requiremus, cur hominem creaverit, cum tot ei labores perferendi sint. Imo cur non ad superos subvehat, protinus ut natus est; sed quid dico ut natus est? Cur nasci patitur, atque adeo dum vix par sit aerumna humanae nativitati. De prov. Zw. Werke, ed. Schuler u. Schultheß 4, 142.*

³⁾ *Tellus ... cum stupida res sit. IV 86 (Ed. Schuler u. Schultheß).*

⁴⁾ *Zw. Werke, ed. Schuler u. Schultheß 4, 92/3.*

⁵⁾ *Zw. Werke V 432 14—20. „Es bedunckt mich ouch der leer Christi nit ungemäß sin, so wir die jugend ouch durch sichtbare ding in erkantnuß gottes für-tind: als so man inen das schön gebüw der gantzen welt für ougen stelt, ein yetlichs in sunderheit als mit dem finger dütende, das die ding alle wandelbar und zerstörlich sygind, unnd aber der, der söliche ding alle so styff, so eins, wunderbarlich zü-samen gesetzt und vereinbaret habe, unwandelbar und unbeweglich sin müsse.*

Wie sehr die Gotteserkenntnis aus der Schöpfung nicht grundlegende und entscheidende Bedeutung hat, wird aus der Weiterführung der Gedanken deutlich. Die Gotteserkenntnis entfaltet Zwingli unter dem Gesichtspunkt von Gottes Vorsehung, die für alles sorgt, alles anordnet, alles behütet. Die Begründung dafür wird aber nicht aus der Natur gewonnen, sondern aus dem Bibelwort, daß kein Sperling zur Erde fällt ohne Gottes Willen. Vorsehung wird voll und tief gefaßt: Gott ist nicht nur Herr und Schöpfer, sondern Vater aller seiner Gläubigen. Der Vorsehung von Gott her entspricht von seiten der Menschen Vertrauen, das in Gebet und Dank zum Ausdruck kommt, seien es Dinge der Seele oder des Leibes. Weisheit und Bildung sollen wir bei Gott suchen, ja auch Weib und Kind von dort erbitten. Strömen Hab und Gut und Ehren uns reichlicher zu, so sollen wir Gott bitten, daß unsere Herzen „nit so weych wurdind und zerflussind und von im abgefürt wurdind“⁶⁾. Kurz: dies Leben im Vertrauen auf die Vorsehung ist nichts anderes als das christliche Leben im Bewußtsein der Gegenwart Gottes.

Wir werden somit obige Frage, ob Zwingli eine unmittelbare Gotteserkenntnis aus der Natur, aus der Schöpfung lehre, dahin beantworten dürfen, daß, soweit solche Gedankengänge einer *Theologia naturalis* bei Zwingli vorkommen, sie grundsätzlich untergeordnet sind der zentralen Erkenntnis aus der Schrift.

Eine besonders feine Wendung gibt sodann Zwingli seinen Gedanken, indem er sagt: „Was bedarffs vil worten? Wo unser gemüt sölicher maß, wie obgesagt, bericht ist, wirdt es wüssen, das alle ding von got ze begären sind, wirt ouch ein grosse schmach achten, etwas von im ze bitten, das im ze geben unzimlich sye, ja wirt sich schämen, etwas ze begären oder ze haben, das es mit gott zimlich nit haben mag noch sol“⁷⁾.

Welch feine Anweisung, sich darüber klar zu werden: was ist mir erlaubt? Ich brauche mich nur zu fragen: darf ich darum Gott bitten? Und — so dürfen wir den Gedanken in Zwinglis Sinne weiterspinnen —, da alles Bitten immer auch ein Danken in sich schließt: darf ich, kann ich dafür Gott danken? Wenn ja, so ist es mir erlaubt. Welche Be-

⁶⁾ Zw. Werke V 433 19.

⁷⁾ Zw. Werke V 433 20—24.

freijung und Freiheit von aller moralistischen Gesetzlichkeit; welche Bewahrung vor sittlicher Skrupulosität!

Dann geht Zwingli dazu über, seine Gedanken zur Erziehung im Zentrum christlichen Glaubens zu verankern und zu begründen. Die paar Seiten gehören zum Schönsten in Zwinglis Werken; man mag sie immer und immer wieder lesen, so fein und liebenswürdig sind sie geschrieben, und doch mit männlicher Klarheit und Bestimmtheit. Aus der ganzen Weitläufigkeit und Kompliziertheit scholastischer Theologie wird der Leser zurückgeführt auf die paar großen einfachen Grundlagen evangelischer Glaubenserkenntnis.

Wer ist der Mensch? Als wie beschaffen erkennt sich der Mensch, der Gotteserkenntnis sucht, d. h. Gottesgemeinschaft? Selig, die reines Herzens sind, sie werden Gott schauen. Ja, dem stimmen wir zu; aber doch tun wir alles aus Begierden und Leidenschaft. Wer bei Gott zu wohnen begehrt, muß frei sein von Befleckung, heilig wie Gott. So liegt der Mensch nun zwischen Tür und Angel: er sucht Gott, weiß, daß er reines Herzens sein sollte; er sieht ein, daß er es nicht sein kann, so wenig Tote Lebendige gebären, so wenig bei den Britanniern je ein Mohr geboren wird. In dieser Zwangslage, da geht ihm nun das Licht des Evangeliums, der fröhlichen Botschaft auf: daß Christus uns erlöst. Zwingli braucht in seiner deutschen Übersetzung für Christus die Namen: Erlöser, Behalter, Seligmacher, Gesundmacher, dem kein Jupiter verglichen werden mag. Dieser Jesus richtet unsere Gewissen, die verzweifelt waren, wieder auf; er hat seine Unschuld und Frömmigkeit für uns dargestreckt; er hat unsere Arbeit, d. h. Mühe, unsere Krankheit und Schmerzen getragen. Seine Unschuld und Frömmigkeit, deren wir ermangelten, ist auch unser geworden. Wer solches fassen kann, der ist aus Gott geboren und sündigt nicht; das will sagen, er braucht in seiner Ohnmacht, seinen Anfechtungen nicht zu verzweifeln; mögen wir auch hier in vergänglichem Leibe leben und als Pilger im Elend, d. h. in der Fremde, und nie ohne Sünde sein — Christus ersetzt all unsere Ohnmacht und unser Unvermögen.

Aus solchem Glauben folgt die Tat der Liebe: „Sölich vertrauen aber in Christum macht nit ful, macht nit träg noch farlässig, sunder tringt, trybt und ufrüsetet uns, güts ze thün und recht ze läben ... Dann diewyl Gott ein volkommne yemerwärende bewegnus oder bewegende krafft ist, ... so wirt er ye den, des hertz er zü im gezogen hat, nit unbewegt, nit müssig lassen. ... Die gläubigen erfarend und befin-

dend, wie Christus die sinen nit lasst müssig gon und wie fröhlich und mütig sy in sinem werck sygind“⁸⁾).

Damit ist christliche Ethik begründet und diese Ethik bleibt bewahrt vor aller pharisäischen Gesetzlichkeit und stoischem Tugendstolz wie vor seelenzermürender Skrupulosität; denn sie ist nichts anderes als ein fröhlich Weitergeben dessen, was der Mensch von Gott empfangen hat.

„Ouch sol man by zyten leren, mit was diensten wir gott allermeyst erwärben mögind, zwar mit denen, die ouch er on underlaß gegen uns brucht, als da ist gerechtigkeit, frombkeyt, warheyt, trüw, barmhertzigkeit. ... Also ouch, welicher sich flysset yederman nütz und allen menschen alles ze sin, ... der ist gott am glychesten, ... dem glöubigen aber sind alle ding müglich“⁹⁾).

Hier redet nicht der Humanist, sondern der Mann, der vom Humanismus zum Evangelium durchgedrungen ist. Hier geht der Weg nicht mehr von der Sittlichkeit hinauf zur Gottesgemeinschaft, von der Ethik zur Religion, sondern umgekehrt von der Religion zur Ethik, von der Gottesgemeinschaft im Glauben hinunter zum Handeln in der Liebe. Mochte der junge Mann, dem die Schrift gewidmet ist, all das in der ganzen Tiefe und im ganzen Ausmaß begreifen oder nicht — mit unerbittlicher Klarheit sind die entscheidenden Wahrheiten ausgesprochen, die Wahrheiten, die ja nur verstanden werden in dem Maß, als sie zur Erfahrung werden.

Der zweite Teil der Schrift berichtet den Jüngling in den Dingen, die ihn selbst betreffen, „das er sich in im selbs schön und hüpsch zyere unnd ordne“¹⁰⁾. Dann wird es bei ihm selbst recht und wohl geordnet sein und er wird anderen leicht helfen und raten mögen. Darum soll er sich Tag und Nacht in Gottes Wort üben.

In diesem Zusammenhang spricht Zwingli von der Bedeutung der Sprachen Lateinisch, Hebräisch und Griechisch. Man spürt die Freude des Humanisten an den Sprachen; aber es ist die Freude des christlichen Humanisten; „die spraachen sind gaben des heyiligen geysts“¹¹⁾. Die Parole der Humanisten: *ad fontes!* wiederholt er: „man sol den

⁸⁾ Zw. Werke V 435 38—436 16.

⁹⁾ Zw. Werke V 436 20—33.

¹⁰⁾ Zw. Werke V 437 1.

¹¹⁾ Zw. Werke V 437 18.

jüngling zů den brunnen wysen“¹²⁾. Diese Brunnen sind wohl auch die antiken Autoren, doch vor allem die Heilige Schrift. Latein dient zwar nicht zum Lesen der Heiligen Schrift, „ist doch zů anderem bruch des läbens nit wenig nutzbar“¹³⁾. Latein ist die Sprache mancher Kirchenväter und zu Zwinglis Zeit die internationale Gelehrtensprache.

Hebräisch und Griechisch werden vor allem geschätzt zum Verständnis des Alten und Neuen Testaments. Zwingli schwebt das Ideal vor, daß in der christlichen Gemeinde, im christlichen theokratischen Staat, jeder Bürger die Heiligen Schriften in den Ursprachen sollte lesen und erforschen können. Er weiß wohl, daß das ein undurchführbares Ideal ist; mit um so größerer Gewissenhaftigkeit sollen die, die dazu imstande sind, die Heilige Schrift in Hebräisch und Griechisch studieren und den andern ihre Erkenntnis kundtun. In diesen Gedanken wurzelt die Prophezei, in ihnen liegen die Keime, die in ihrer Auswirkung zur allgemeinen Volksbildung führen müssen.

„Doch ist min fürnemen yetz nit genügsam von den spraachen ze reden“¹⁴⁾. Man spürt Zwingli an, daß er Lust hätte, noch viel von den Sprachen zu sagen und dieser seiner Freude an den Sprachen Ausdruck zu geben, hat er doch zu Ceperins Pindarausgabe ein Vor- und Nachwort, und zu Homers Ilias uns leider nicht erhaltene Anmerkungen geschrieben. Er teilt mit den Humanisten die Freude an den Sprachen, die Freude an den alten Autoren, aber er unterscheidet sich von den Humanisten in einer verschiedenen Akzentuierung bei der Wertung. Nicht die schöne Form, nicht die Eleganz der Diktion ist ihm Hauptsache, sondern der Gehalt, der erzieherische Wert, die sittliche Bedeutung. Wenn er in der Badenschenke zwar Lust, aber nicht Zeit hat, mehr von den Sprachen zu sagen, die Warnung unterläßt er nicht, daß man bei den lateinischen und griechischen Autoren das Herz mit Glaube und Unschuld wohl bewahre; denn viel sei darin, das nicht ohne Schaden erlernt werde: Mutwille, Begierde zu regieren und zu kriegen, unnütze und eitle Weisheit. Bei mancher Stelle gelte die Warnung: „Diss hörstu, das du es fliehst, das du dich darvor hütist, nit das du es annemmist!“¹⁵⁾.

Im übrigen wissen wir auch aus andern Schriften Zwinglis, wie

¹²⁾ Zw. Werke V 437 24/5.

¹³⁾ Zw. Werke V 437 14/5.

¹⁴⁾ Zw. Werke V 438 3/4.

¹⁵⁾ Zw. Werke V 437 33/4.

sehr er das Studium der Sprachen fordert, wie er offenen Sinn hat für die Eigenart der Völker, ihrer Sitten und Gebräuche, deren Kenntnis uns die Sprachen erschließen. Wichtig sind ihm auch die realen Dinge, die wir in fremder Literatur — für Zwingli ist es die antike — kennen lernen: Ackerbau, Geographisches, Naturerkenntnis, Baukunst, Kriegsführung u.a.m. Wenn für uns die alten Sprachen nicht mehr dieselbe Bedeutung haben können, das Grundsätzliche gilt heute wie ehemals: die fremde Sprache als vornehmstes Mittel, andere Volksart kennen zu lernen, daran selber zu wachsen und freien Blick zu bekommen zum Verständnis fremder Art. Wenn unsere Gymnasiasten mit ihrer Kenntnis von Latein und Griechisch heute den Anforderungen Zwinglis kaum entsprechen werden, so können sie sich damit trösten, daß Zwingli seinerseits wohl kaum Französisch gekonnt hat¹⁶⁾.

Die allgemeine und humanistische Schätzung der Sprachen wird letztlich der religiösen Bildung eingeordnet. Zwingli sagt in der Badenschenke: „Mit solchen Waffen soll gerüstet sein, wer in die himmlische Weisheit einbrechen will; doch daß er mit durstigem Gemüt hinzutrete. So er aber da hineinkommen wird, wird er allerlei Bildner, recht zu leben, finden, namentlich aber Christum, der aller Tugenden vollkommener und ausgemachter Bildner ist.“

Es folgen nun in loser Form Anweisungen zur Selbsterziehung nach verschiedenen Seiten. Wir nennen nur einige: Von Christus soll die Jugend lernen, nicht voreilig von Dingen zu reden, die erwachsenen Leuten zustehen; denn Christus hat erst im dreißigsten Jahr zu reden begonnen, nachdem er mit zwölf Jahren einmal den Schriftgelehrten eine Probe seiner Kenntnisse gegeben habe. — Wie des Weibes höchste Zier das Stillschweigen ist, so steht auch dem Jüngling eine Zeitlang Schweigen an, bis Verstand und Zunge recht geübt sind. — Auch zur Redekunst werden bis ins einzelne gehende Anweisungen gegeben. Schon von den Alten hören wir, daß einige Schüler nicht nur die sprachlichen Fehler ihrer Lehrer, sondern auch falsche Körperhaltung nach-

¹⁶⁾ Kenntnis einzelner französischer Worte spricht selbstverständlich nicht dagegen. Folgende Beobachtung verdanke ich Herrn Dozent Kirchenrat Pfr. D. O. Farner. Marginal Zwinglis zu Farrago annotationum in genesis etc. 1527 (cap. 26): „Galli: mon Seir.“ (Zwingli will mit Parallelen aus andern Sprachen belegen, daß der im A.T. häufig wiederkehrende Name „Abimelech“ für „König“ zu nehmen sei: „Videntur reges Palaestini dicti esse Abimelech, quemadmodum Aegyptii Pharaones et Ptolomaei. Der ätti König. Pater meus rex. Galli: mon Seir.“)

geahmt haben. Eine Rede ist verfehlt, wenn sie zu langsam oder zu schnell verläuft, wenn die Betonung zu schwach oder zu stark ist, wenn das Mienenspiel oder die äußere Gebärde stets die gleiche ist und nicht der Rede gemäß. Der Jüngling soll häufig überlegen, wie er die Lippen zur Rede forme, wie er die Hände bewege, damit er, wie es sich geziemt, sinnvolle Bewegungen mache, aber nicht in der Luft herumrudere. Man soll nicht zu viel die Stirne runzeln, den Kopf schütteln, die Hände hin und her werfen.

Zwingli weiß all das richtig als Ausdrucksbewegung zu deuten; es sind ihm „eines ungestalteten und ungeschickten gemüts nit ungewüsse zeychen“¹⁷⁾.

Überfluß des Weins soll der Jüngling wie ein Gift fliehen; denn einmal macht es den jungen Leib, der von selber zur „gähly geneiget ist, wütend“, und sodann bringt er ein frühes Alter und viel Krankheit, wie Gicht und Wassersucht. — Die Kost sei einfach und gesund. Galen sei 120 Jahre alt geworden, weil er niemals ganz satt vom Tische aufgestanden sei. Den Hunger soll man überwinden, nicht gänzlich vertreiben. — Wer mit köstlichen Kleidern Ruhm sucht, der soll bedenken, daß darin sogar des Papstes Maulesel ihn leicht zu übertreffen vermöchte; denn der sei stärker, solches Zeugs zu tragen, als der stärkste Mann. Wer sich solch köstlicher Kleidung nicht schämt, hört er nicht das Jesuskind, Gottes und der Jungfrau Sohn, in der Krippe weinen und nicht mehr Windeln haben als Maria, die zu solcher Geburt noch nicht gerüstet war, mit sich getragen hat? Während sich einer in fremde und neumodische Gewänder kleidet, läßt er die Dürftigen erfrieren und Hunger leiden.

Wenn der Jüngling anfängt „lieb haben und hold werden, sol er zeigen, wie ein ritterlich starck gemüt er habe“^{17a)}, und all seine Stärke daran wenden, daß er sich der unsinnigen Liebe und Buhlschaft erwehren möge. Wenn er aber ein Mädchen erwählt, dann soll er ihr die Treue halten, unbefleckt und rein bis zur Ehe.

Gier nach Geld und Ehrsucht wird schon bei den Heiden gescholten, um wie viel mehr ist sie einem christlichen Jüngling zu verbieten; hat doch die Gier nach Geld und Ruhm viele blühende Reiche und gewaltige Städte umgebracht und Regierungen zerrüttet. Gerade hier gilt es,

¹⁷⁾ Zw. Werke V 439 19/20.

^{17a)} Zw. Werke V 440 31.

Christum nachzufolgen. Was hat er anderes getan, als diesem Laster wehren?

Die Wurzel des Bösen im Menschen ist also für Zwingli nicht die Sinnlichkeit, sondern der Macht- und Geltungswille.

Die Mathematik wie auch die Musik soll man nicht gering achten, aber auch nicht zu ausführlich treiben; der Mathematik Kenntnis ist nützlich, ihre Unkenntnis schädlich; aber wenn man darin alt wird, so ist man wie einer, der nur „hin und her wandelt, damit er nicht müßig gehe“.

Das Fechten will Zwingli nicht verurteilen. Für den Christen gilt der Grundsatz, daß er mit Waffen nichts zu tun haben soll; immerhin mit der Einschränkung: soweit es Bestand und Ruhe des Staates erlauben. Will der Jüngling sich im Fechten üben, so sei sein einziges Ziel: das Vaterland und die, so Gott heißt, zu schirmen.

Ein Handwerk soll jeder lernen, damit er seinen Unterhalt erwerbe. Das gilt besonders für die künftigen Prediger des Gotteswortes. Die alten Marseillaner werden als Vorbild hingestellt, die keinen in ihr Bürgerrecht aufnahmen, der nicht ein Handwerk verstand.

Diese Betonung der Arbeit, und zwar der Handarbeit, ist ein Lieblingsgedanke Zwinglis. In der Notiz zu einer Armenordnung sagt er: „daß die Wachtmeister darauf halten, daß die großen Kinder, auch die Alten, hingeschoben und zu Werken gewiesen werden¹⁸⁾.“ Thomas Platter erzählt, wie er bei seinem Aufenthalt in Zürich Zwingli oft habe predigen hören: „Im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brot essen“ und wie Gott die Handarbeit gesegnet habe; „man solle die Buben zur Arbeit ziehen, es gebe sonst viele Pfaffen“¹⁸⁾. In unserer Badenschenke schließt er den zweiten Teil mit den Worten: „Wo das wäre, wo jeder ein Handwerk verstünde, da würde der Müßiggang, Wurzel und Samen alles Mutwillens, vertrieben und da würden unsere Leiber viel gesünder und kräftiger werden.“

Der dritte Teil handelt davon, wie sich der Jüngling gegen andere verhalten soll. Sinn und Begründung sozialen Handelns wird nicht in irgendeinem sozialen Eudämonismus, in sozialen Nützlichkeits erwägungen gefunden, sondern klar und eindeutig in den Gedanken des ersten Teils: Christus hat sich selbst für uns in den Tod gegeben und ist unser geworden, also gehörst auch du nicht dir, sondern den andern.

¹⁸⁾ O. Rückert, U. Z's Ideen zur Erziehung und Bildung, S. 43/4.

Als soziale Tugenden werden gefordert: Gerechtigkeit, Treue, Charakterfestigkeit; mit ihnen sollen wir zum Dienst erbötig sein — und nun steht der für Zwingli überaus charakteristische Ausdruck — der *res publica christiana*, der christlichen Republik. Unser Handeln gilt also dem verantwortlichen Dienst in der christlichen Volksgemeinschaft.

In diesem Gedanken der christlichen Republik, des christlichen Staates, kündigt sich bereits eine spätere Gedankenentwicklung Zwinglis an, wie sie etwa seit dem Jahre 1526/28 zum Ausdruck kommt im theokratischen Ideal, in dem Kirchgemeinde und bürgerliche Gemeinde eins werden. Zwingli glaubt sein Ideal mit urchristlichen Verhältnissen begründen zu können, ohne zu merken, daß die Analogie zwischen der urchristlichen Gemeinde, die ausschließlich religiöse Gemeinde, Kultgemeinde ist, und der politischen Stadtgemeinde Zürich nicht durchführbar ist^{18a}). Die formal-logische Wahrheit wird hier überrannt und hineingerissen in den Dienst einer tiefern Wahrheitserkenntnis. Zwinglis theokratisches Ideal der Einswerdung von Kirchhülle und politischer Gemeinde ist nichts anderes als der Ausdruck seines Verständnisses der sozialen Mission des christlichen Glaubens: Erneuerung der Volksgemeinschaft und des Lebens jedes Einzelnen aus dem Geist des Evangeliums, aus Gottes Wort in Heiliger Schrift. Diese Gedanken, in der Wirklichkeit und in der Konsequenz zu Ende gedacht, trugen den Keim zur allgemeinen Volksbildung aus dem Geist des Evangeliums in sich.

In solchem Zusammenhang und mit diesen Ausblicken wollen die rasch zusammengerafften Gedanken Zwinglis im dritten Teil unserer Schrift gelesen sein.

Ein schwaches Gemüt ist es, das nur darauf sieht, daß ihm ein ruhig Leben begegne. — Zwingli ist ein feiner Psycholog; er kennt die Tücken und Täuschungen eines sog. Idealismus, der im Grund sich selber sucht und die eigene Eitelkeit. „Darauf muß man achten, daß solches, das zu Gottes Ehr, des Vaterlandes und des gemeinen Nutzens unternommen wird, nicht vom Teufel und der Selbstsucht verdorben wird. Denn der eigene Ruhm, die eigene Ehre ist aller guten Vorsätze Gift und Verderben.“

Wir sollen uns freuen mit den Fröhlichen und weinen mit den Weinenden; aber: in Freude und Leid alles mit Maß! „Wir werdend

^{18a}) Alfred Farner, Die Lehre von Kirche und Staat bei Zwingli, 1930.

alle ding glychmütigklich tragen¹⁹⁾.“ Hier spricht der Humanist, der an der Antike den Sinn für das Maßvolle (das Decorum²⁰⁾) gewonnen hat.

Feste und Freuden sollen wohl erlaubt sein; auch Christus ist einmal an einer Hochzeit gewesen. Freuden mit andern, tüchtigen Menschen zusammen genießen, bewahrt vor Entgleisung. „Dann ganz ein verzwyfleter schalck, an dem nüt güts ze verhoffen ist, muß der sin, der sich nit schäme, vor einer gmeynd offenlich etwas uneerlichs ze handeln²¹⁾.“

Die Eltern soll man in Ehren halten. Wenn sie einmal sich nicht an Christi Vorbild halten, so darf man ihnen nicht ungestüm widerfechten, sondern muß ihnen mit viel Sanftmütigkeit vorlegen, was man reden und tun soll. Eher die Eltern verlassen, als sie mit Schmach beleidigen! Überhaupt nicht im Zorn reden und handeln; lieber eine Streitsache vor den Richter bringen als den schmähen, der uns geschmäht hat. Als Spiele weiß Zwingli die Rechenspiele, gleichsam ein Fechten mit Zahlen, und das Schachspiel zu schätzen. Leibesübungen wie Laufen, Springen, Steinstoßen, Ringen, Fechten sind zu vielen Dingen nützlich und bei unsern Schweizer Vorfahren ganz besonders üblich. Im Schwimmen sieht er keinen großen Nutzen, mag es auch bisweilen gut sein, den Körper ins Wasser zu tauchen und ein Fisch zu werden; das Schwimmen kann auch praktischen Nutzen haben.

Am Schluß kommt Zwingli nochmals auf den Umgang mit den Menschen durch das Wort. „Die red ist ein anzeyg des hertzens²²⁾.“ Müssen wir einen schelten oder strafen, so soll es so vernünftig, so geschieht, so fröhlich und besinnlich geschehen, daß wir das Laster vertreiben, den Menschen aber gewinnen und mehr an uns ziehen.

All unser Tun sei wahr. Ein wie feiner Beobachter Zwingli gewesen ist, geht aus dieser Bemerkung hervor: Ein angenommener Gang, d. h. ein gekünstelter Gang, verrät, was das für ein Mensch ist, der anders auftritt als seine Art erfordert, nämlich daß er eines leichtfertigen und eiteln Gemütes ist. In allem soll Christus die Regel sein; der Jüngling soll den Herrn Christum rein und luter in sich trinken.

Das sind die Anweisungen, die Zwingli seinem Stiefsohn in die Seele schreibt. Wenn er sie bedenkt und darnach lebt, so wird das,

¹⁹⁾ Zw. Werke V 443 17.

²⁰⁾ „temperemus, ut a decoro nusquam recedamus.“ Zw. Werke II, 548 7/s.

²¹⁾ Zw. Werke V 443 27/s.

²²⁾ Zw. Werke V 445 29.

was mit ungeschickter Feder ohne Ordnung hingeschrieben ist, durch die Tat in schöne Ordnung gestellt. „Du aber bruch zû nutz unnd gütem din jugend; dann die zyt loufft schnäll hin und kumpt selten bessers harnach. Kein Zyt ist gschickter güts ze thûn dann die jugend. Der ist nit ein christenman, der vil von gott allein reden und sagen kan, sunder der sich mit gott flyßt, hohe ding ze thûn²³⁾.“

* * *

Gewiß werden wir Zwinglis Lehrbüchlein nicht am Maßstab einer modernen Pädagogik beurteilen. Die Badenschenke ist eine Gelegenheitsschrift zu bestimmtem Zweck. Aber sie ist reich an Gesichtspunkten und fruchtbar an Anregungen; sie alle stammen aus dem einen Ursprung und weisen auf dasselbe Ziel: die reformatorische Erneuerung des Glaubens. Diese schließt in sich und fordert Erziehung und Bildung des Einzelnen wie der ganzen Gemeinschaft; die Ansätze sind deutlich bei Zwingli. Das soll zum Schluß noch gezeigt werden an zwei Punkten, an der Reorganisation der Schule und der Institution der Prophezei.

In unserer Einleitung zur Badenschenke konnten wir darauf hinweisen, daß die Schrift sicher auch geschrieben ist im Hinblick auf die Reform der Schulen am Großmünsterstift. Reformation als Glaubenserneuerung aus Heiliger Schrift fordert zweierlei: einen gut geschulten Predigerstand, der die Schrift aus den Quellen zu studieren und Gottes Wort zu predigen imstande ist; und ein ebenso gut geschultes und gebildetes christliches Volk, das selbständig die Heilige Schrift zu lesen und deren Inhalt in fortschreitend sich vertiefender Glaubenserkenntnis prüfend zu verstehen vermag. Die erste Forderung drängt auf gute theologische Schulen, in denen strenge wissenschaftliche und theologische Arbeit geleistet wird; die zweite Forderung führt zur Bildung des Volkes und zur Schaffung guter Schulen für alles Volk. Das erste hat Zwingli in den kurzen Jahren seiner Wirksamkeit und trotz der riesenhaften Arbeit in schwersten Kämpfen in Angriff genommen und durchzuführen begonnen: die Reform der theologischen Schule am Großmünster und deren Vorbereitungsanstalten, der Lateinschulen. 1525 wurde Zwingli zum Schulherrn von Zürich ernannt; damit hatte er die gesetzliche Autorität, die Reformen durchzuführen. Es ist hier nicht der Ort, darzulegen, wie tatkräftig und umsichtig Zwingli seine

²³⁾ Zw. Werke V 446²⁰—447¹.

Reformen durchgeführt hat durch Berufung tüchtiger Gelehrter und in Zusammenarbeit mit ihnen: Leo Judae, Mykonius, Kollin, Binder, Bibliander, Pellikan.

Wir wissen auch, welche Bedeutung Zwingli einer Reform des Land-
schulwesens beilegte, wenn auch die großen Schwierigkeiten und Wider-
stände ihn nicht mehr zur Durchführung kommen ließen. Aber Anstoß
und gebieterische Forderung waren gegeben zur Reform und Neu-
gestaltung der gesamten Bildung von oben bis unten.

Zum Schluß noch ein Wort über die sog. Prophezei. Das Ideal
Zwinglis ist eigentlich das gottgelehrte Volk, die christliche Gemeinde,
welche Fähigkeit, Recht und Pflicht hat, die Heilige Schrift nach dem
Urtext auszulegen. Eines jeden Bauern Haus sei eine Schule, worin
man Altes und Neues Testament, die höchsten Künste lesen könne.
Das ist der Gedanke der Prophetie, wie ihn Zwingli im Anschluß an
eine — von ihm zwar mißverständene — Stelle 1. Korinther 14, 26—33
ausführt. Solche Erkenntnis und Auslegung der Heiligen Schrift, die
die Forderung allgemeiner Schriftgelehrsamkeit in sich schließt, ist aber
„in diesen Landen dem gemeinen Manne unmöglich“. Darum müssen
sich der in der Schrift gelehrt Geistliche und der zur christlichen
Bildung bereite Mann des Volkes zusammenschließen. Das versucht
Zwingli in der sog. Prophezei. Jeden Morgen, Sonntag und Freitag
ausgenommen, versammelten sich — 8 Uhr im Winter, 7 Uhr im Som-
mer — alle Pfarrer, Prädikanten, Chorherren, Kaplane und die älteren
Studenten aus den beiden Lateinschulen am Groß- und Fraumünster
im Chor des Großmünsters. Die Lektion wurde mit Gebet eröffnet.
Dann las einer der Schüler eine Stelle aus der lateinischen Bibel-
übersetzung, der Vulgata. Sie wurde dann im Urtext hebräisch, resp.
griechisch gelesen, von Zwingli und andern Leitern ausgelegt und be-
sprochen. Die Verhandlungen geschahen lateinisch; den Schluß bildete
wieder ein Gebet. Eine Stunde später erschien dann das Volk, und die
gleiche Bibelstelle wurde auf Grund des vorherigen Studiums nun in
deutscher Sprache vorgelesen und erklärt, entweder von Zwingli selbst
oder einem seiner Helfer. Dies waren die Lectiones der Prophezei,
obligatorisch für Theologen und Studenten.

Am Nachmittag des Montag, Dienstag und Mittwoch erklärte My-
konius und später Pfarrer Engelhart im Chor des Fraumünsters den
versammelten Studenten und dem Volk in deutscher Sprache einen
Text aus dem Neuen Testament. Das sind die Conciones im Unter-

schied und als Ergänzung der Lectiones der Prophezei. So will Zwingli die Vorbereitung schaffen zur Durchführung seines Ideals, das er einmal so ausspricht: „Ihr könnt alle des Prophetenamtes walten!“

Mit diesen Institutionen ist der Anfang gemacht und die Richtung gewiesen auf eine allgemeine Bildung und Erziehung des Volkes. Gewiß, die Volksbildung, die Zwingli vorschwebt, ist nicht einfach Humanität im Sinne der Renaissance und der Humanisten, sondern sie ist christliche Volksbildung auf Grund von Gottes Wort in Heiliger Schrift. —

Uns Menschen von heute, deren Wesen und Bildung in Bibel und Antike wurzelt, uns wird als eine fort und fort neu zu beantwortende Frage gerade die gestellt, die Zwingli in der Badenschenke mit klassischer Weite und biblischer Tiefe beantwortet: Humanismus und Christentum in der Erziehung, oder besser: Humanistenglaube und Christenglaube. Darum ist die Badenschenke eine der gegenwärtigsten Schriften unseres Reformators.

Zwingli und Calvin.

Von D. BÉLA v. SOÓS.

Das Erscheinen von Calvins Institutio bedeutete das Auftreten eines neuen religiösen Typus. Wenn auch die reformierte Kirche als selbständiges Gebäude mit der Zeit mit dem Namen Calvin verschmolz, müssen wir doch die Lehre der Geschichte vor Augen halten, wonach wahrhaft große Schöpfungen des menschlichen Geistes niemals unvorbereitet zustande kommen. Auf Menschen läßt sich wohl Petöfis Verwunderung anwenden, mit der er einen Dichterfreund begrüßte: „Wer und was bist du, daß du wie ein Vulkan plötzlich aus Meerestiefen emportauchst?“ Vorgänge kommen aus einer tieferen Schicht als diejenige ist, wo sie ans volle Tageslicht treten. Mögen eifrige Nachfolger noch so sehr bestrebt sein, ihren geistigen Führer von jeglichem fremden Einfluß freizusprechen, für die Entwicklung der Menschenseele muß doch ununterbrochene Stetigkeit immer und immer festgestellt werden.

Diese Regel hat ewige Geltung und erleidet auch für Johannes Calvin keine Ausnahme. Es ist jedenfalls übertrieben, ihn einen Epigonen der Reformation zu nennen. Ideen, Lebensbahnen üben ihren